

1. Kapitel

Lebewohl, meine Konkubine

Wir stoßen China an einem dunklen Montag aus dem Haus, zwei Tage nach Weihnachten, während die Kinder oben schlafen. Ich meine natürlich nicht das Land selbst, sondern Dinge aus Plastik, Stoff und Metall, die mit den Worten *Made in China* versehen sind. Wir behalten die chinesischen Produkte, die wir bereits haben, aber wir hören damit auf, irgendwelche neuen Dinge ins Haus zu holen.

Es ist nicht Chinas Schuld, dieses Räumungsurteil. China hat unser Leben mit einer fröhlichen Tünche aus billigen Spielzeugen, technischen Spielereien und Schuhen versehen. Manchmal mache ich mir Sorgen über verloren gegangene Jobs oder wegen unangenehmer Berichte über Menschenrechtsverletzungen, aber der Preis hat in unserem Haus über die Moral triumphiert. Wir konnten den Angeboten aus China nicht widerstehen. Doch an diesem dunklen Nachmittag werde ich von einem schleichenden Unbehagen befallen, als ich auf dem Sofa sitze und auf den hoffnungslosen Trümmerhaufen des Weihnachtsfestes sehe. Eigentlich ist es unmöglich, dass es mir bisher entgangen ist, aber erst jetzt erkenne ich eine unwiderlegbare Tatsache: China macht sich hier breit.

China verströmt ein blaues Glühen vom DVD-Player und glitzert in den Lichtern und Glaskugeln des welkenden Weihnachtsbaums in der Ecke des Wohnzimmers. China juckt an meinen Füßen mit einem Paar Ringelsocken. Es liegt in einer unordentlichen Reihe chinesischer Schuhe neben der Haustür, beobachtet die Welt durch die gestickten Augen einer rothaarigen Puppe und unterhält den Hund mit einem chinesischen Gummispielzeug. China wirft einen gelben Lichtkranz von der Lampe auf dem Klavier.

Ich erhebe mich vom Sofa für eine schnelle Inventur, bei der ich unsere Weihnachtsgeschenke in zwei Gruppen unterteile: »China« und »nicht China«. Die Auszählung ergibt China fünfundzwanzig,

restliche Welt vierzehn. Mir kommt der Gedanke, dass die Weihnachts-Spezialsendungen für Kinder, was die Geografie betrifft, an die neuen Umstände angepasst werden sollten. Die Elfen des Weihnachtsmannes arbeiten nicht in schneebedeckten Werkstätten am Nordpol, sondern in brennend heißen Ausbeutungsbetrieben mehr als siebentausend Meilen von unserer Heimat am Golf von Mexiko entfernt. Weihnachten, der Tag, von dem so viele Kinder das ganze Jahr über träumen, ist ein chinesischer Feiertag, lässt man einmal eine Stunde in der Kirche oder die Fernsehübertragung der vom Papst zelebrierten Messe beiseite. Irgendwo auf dem Weg sind uns die Dinge aus den Händen geglitten.

Plötzlich will ich China rausschmeißen.

Es ist jedoch zu spät, China ganz zu verbannen. All das loszuwerden, was wir bereits die Eingangsstufen hochgeschleppt haben, würde diesen Ort so nackt zurücklassen wie die Zweige des sterbenden Zitronenbaumes in unserem Vorgarten. Nicht nur, dass Kevin, mein Ehemann, mich umbringen würde. Er ist ein toleranter Mensch, aber er hat seine Grenzen. Und schließlich sind wir keine Rädchen im chinesischen Getriebe, zumindest noch nicht. Wir können damit aufhören, China durch die Eingangstür hereinzuholen. Wir können unsere Hände abwehrend heben und sagen: Nein danke, wir haben genug.



Kevin sieht besorgt aus.

»Ich glaube nicht, dass es möglich ist«, sagt er, wobei seine Augen kritisch durch das Wohnzimmer schweifen. »Nicht jetzt, nicht mit Kindern.«

Er sitzt am anderen Ende des Sofas und hält eine Tasse mit chinesischem Tee in den Händen. Er hat sich noch nicht ganz vom Zusammenbau der neuen chinesischen Eisenbahn unseres Sohnes erholt, einer Heldenleistung, die ihn bis in die frühen Morgenstunden des Weihnachtstages hinein beschäftigt hat. Er sieht ein wenig blass aus, und sein Zweitagebart macht es auch nicht besser. Ich habe das erschöpfte Schweigen unterbrochen, um ihm meine Idee aufzutischen: Ein Jahr lang, vom 1. Januar an, boykottieren wir chinesische Produkte.

»Kein chinesisches Spielzeug, keine chinesische Elektronik, keine chinesische Kleidung, keine chinesischen Bücher, kein chinesisches Fernsehen«, sage ich. »Ein Jahr lang nichts Chinesisches, um zu sehen, ob es geht. Das könnte unser Neujahrsvorsatz sein.«

Er hat mich mit unverbindlichem Blick angeschaut. Jetzt nippt er am Tee, wendet den Kopf und schaut auf die nackte Wand auf der anderen Seite des Wohnzimmers. Ich hatte gehofft, ihn schnell für die Sache gewinnen zu können, aber ich sehe nun, dass ich mir einige Mühe werde geben müssen.

»Das wird wie eine Schnitzeljagd sein«, behaupte ich, »nur umgekehrt.«

Typischerweise lässt sich Kevin am leichtesten für Ideen gewinnen, die sich gegen den gesunden Menschenverstand richten. Das Vorbild und der Held seiner Kindheit war W. C. Fields*. Er schwänzte die Schule, um Fields in Nachmittagsfilmen in regionalen Programmen außerhalb von Los Angeles anzusehen. Mit 16 nahm er eine einjährige Auszeit von der High School, zog für einen Job auf dem Jahrmarkt nach Alaska, wo er in den Münzglücksspielbuden arbeitete und die Schaustellersprache von Exstrafgefangenen lernte, die bei den Fahrgeschäften angeheuert hatten. Später kehrte er nach Kalifornien zurück, schrieb sich in ein öffentliches College ein und verbrachte dort acht Jahre, in denen er Philosophie, Sportgymnastik und Holzbearbeitung studierte.

Kevin hat wirklich eine Menge Rebellenblut mitbekommen. Sein Vater war ein knallharter Organisator und politischer Agitator der Lehrgewerkschaft, der seine Wochenenden damit verbrachte, nackt in der Wüste Anza Borrego herumzuwandern. Ich glaube, wenn ich es schaffe, diese Rebellenader jetzt zu treffen, kann ich Kevin für den China-Boycott gewinnen.

»Es wird bestimmt keine große Sache sein«, sage ich ihm. »Wir haben keine Mikrowelle. Unser Fernseher hat einen Dreizehn-Zoll-Bildschirm. Mit einer Zimmerantenne obendrauf. Unsere Freunde denken, wir sind verrückt, weil wir so leben, wie wir leben, aber ich glaube nicht, dass wir viel verpassen. Wie schlimm könnte es schon sein, auch noch China aufzugeben?«

* Anm. d. Übers.: W.C. Fields, 1880–1946, für seine Exzentrik und seine Liebe zum

Alkohol berühmter US-amerikanischer Filmkomiker.

Kevin schaut immer noch an die Wand. Ich dränge weiter.

»Wir beschwerten uns ständig, dass in den USA nichts mehr produziert wird«, sage ich und mache eine ausholende Armbewegung, »wir haben es Millionen Mal gesagt. *Du* hast es Millionen Mal gesagt. Würdest du nicht selbst herausfinden wollen, ob es wirklich stimmt?«

Ich merke gleich, diese Frage war ein Fehler. Kevin zieht eine Augenbraue hoch und schürzt die Lippen in der übertriebenen Art eines traurigen Clowns. Ich höre ein sanftes Luftholen, als er seinen Mund öffnet, um zu sprechen. Dabei sieht er immer noch nicht zu mir hin. Ich spreche weiter, schnell.

»Wir könnten Geld sparen«, sage ich. »Vielleicht können wir endlich unser Budget einhalten, davon reden wir doch schon seit fünfzehn Jahren. Und es wird Spaß machen, eine Art Abenteuer sein.«

Ich studiere Kevins Profil. Er hat ein kantiges Kinn und eine Nase, die eines Filmstars würdig wäre. Aber da stimmt etwas nicht mit seinen Augen. Sie haben einen gläsernen, weit entfernten Ausdruck, und sie starren noch immer auf die abgenutzte grüne Farbe der Wand gegenüber. Sie scheinen sich nicht in meine Richtung bewegen zu wollen.

Ich mache ihm klar, dass mein Job als Teilzeit-Wirtschaftsjournalistin bedeutet, dass ich den Löwenanteil erledigen kann, wenn es darum geht, die Einkaufszentren nach Waren abzusuchen, die nicht aus China kommen. Wenn es noch irgendjemanden in dieser geschäftigen Welt gibt, der Zeit im Überfluss hat, sage ich, dann bin ich es.

»Nicht nur das, ich liebe es, diese kleinen Etiketten zu lesen, die einem sagen, wo etwas hergestellt wurde«, sage ich. »Du kannst das mir überlassen.«

Kevin ist vielleicht mental zu gesund, um von solchen Details besessen zu sein, aber wir wissen beide, dass ich es nicht bin. Ich habe in den vergangenen paar Jahren die Etiketten auf beinahe allem überprüft, was wir besitzen. Ich ziehe eine perverse Freude daraus, den Niedergang des amerikanischen Imperiums anhand der kleinen Etiketten, Zettelchen und Herstellernachweise zu verfolgen, die so selten die Worte *Made in USA* tragen. Dies ist auch der Grund dafür, dass ich weiß, dass wir eine französische Bratpfanne, brasilianisches Verbandmaterial und einen deutschen WC-Sitz haben. Jene

Ländernamen waren jedoch selten in unserem Haus. Der Name, den ich am häufigsten entdeckte, vielleicht in acht oder neun von zehn Fällen, war China. Wir haben bei jeder neuen chinesischen Entdeckung kurz innegehalten, und dann hat Kevin die Worte ausgesprochen, die uns beiden im Kopf herumgingen: »Es geht den Bach runter«, murmelte er kopfschüttelnd.

Ich wünsche mir jetzt, ich wäre nicht so begierig gewesen, meine Erkenntnisse, was China betraf, mit ihm zu teilen. Ich muss ihn dazu bringen, über das Offensichtliche hinwegzusehen, nämlich dass ein China-Boycott unser Leben höchstwahrscheinlich auf den Kopf stellen wird. Ich muss Kevin dazu bringen, gesunden Menschenverstand und persönliche Erfahrung beiseite zu legen und sich mit mir in unbekanntes Terrain zu stürzen.

»Ich schlage nicht vor, dass wir nur Waren aus unserem Land kaufen, es geht nur um Sachen aus China. Und die Kinder sind mit einem und vier Jahren zu klein, um zu merken, ob ihnen etwas fehlt. Kannst du dir das Protestgeschrei vorstellen, wenn sie Teenager wären? Wenn es jemals einen günstigen Zeitpunkt in dieser Familie für einen China-Boycott gibt, dann ist es jetzt. Und lass uns ehrlich sein. Wenn auf unserem Konto gegen Ende des Monats manchmal nur noch weniger als 10 Dollar übrig sind, dann nicht etwa, weil wir zu wenig Geld hätten, sondern wegen mangelnder Fähigkeiten im Umgang mit Geld. Nicht jeder kann sich einen China-Boycott leisten. Aber wir beide, mit dem Gehalt aus deiner Lehrtätigkeit und dem Honorar für meine journalistische Arbeit, wir können es.«

Wenigstens hoffe ich, dass wir es können, denke ich.

»In jedem Fall können wir im nächsten Januar zu unseren alten Gewohnheiten zurückkehren«, sage ich. »China wird auf uns warten. China wird immer da sein, um uns zurückzunehmen.«

Ich sehe prüfend Kevins Profil an. Er hat sich entschlossen, mich ins Leere laufen zu lassen. Das ist seine gewöhnliche Taktik, aus gutem Grund; sie funktioniert fast jedes Mal. Wenn wir unterschiedlicher Meinung sind, wird er zugeknöpft, hält sich zurück und lässt mich über meine eigenen Füße stolpern. Ich erinnere mich an denselben trüben Blick in seinen Augen, vor Jahren, als ich eines Nachmittags einen streunenden Hund mit nach Hause brachte und fragte, ob wir ihn behalten könnten. Kevin hielt an der Gartenpforte

inne und sagte nichts. Das Tier besiegelte sein Schicksal, als es drohend seine Zähne fletschte und Kevin nicht hineinlassen wollte. Kevin sagt bei solchen Gelegenheiten kein Sterbenswort.

Ich erkenne nun, dass es an der Zeit ist, ernst zu machen. Ich versuche, lässig zu klingen.

»Einige Leute sagten auch, dass es hart sein würde, auf Wal-Mart zu verzichten«, sage ich. »Ich kann nicht behaupten, dass wir etwas vermisst hätten.«

Zuerst schien es mir albern, Wal-Mart zu boykottieren. Ich konnte den Unterschied zwischen Wal-Mart und Orten wie Kmart und Target* nicht erkennen, was sensible Themen wie das Auslöschen von Tante-Emma-Läden und die niedrigen Arbeitslöhne betraf. Es ist wahr, ich hatte einige unangenehme persönliche Erfahrungen in dem alten Wal-Mart bei uns in der Nähe. Ich hatte einen Mann gesehen, der ein erschöpftes Baby anschrie, und bei mehr als einer Gelegenheit hatte ich sterbende Kakerlaken gesehen, die mit ihren spitzen Beinen in der Luft herumstrampelten, während ich im grellen Neonlicht in der Schlange stand, um an der Kasse Unterwäsche und Windeln zu bezahlen.

Dann gab es die Standardgründe, auf Wal-Mart herumzuhacken – Terror des Einzelhandelsriesen gegenüber seinen Zulieferern und die Verschandelung der Landschaft durch verlassene Niederlassungen und anderes mehr. Was mich aber dazu brachte, Wal-Mart zu boykottieren, war, als ich las, dass Wal-Mart in den ausländischen Betrieben, die am laufenden Band Acht-Dollar-Poloshirts und Elf-Dollar-Kleider für ihre Kleiderstangen produzierten, die Kontrolle durch Arbeitsinspektoren untersagte. Selbst dann noch konnte ich zwei nette Dinge über Wal-Mart sagen: Auf seinen Parkplätzen lasen sie Leute in ihren Freizeitfahrzeugen schlafen, und sie ersparen den Verbrauchern kollektiv Milliarden von Dollar bei allem Möglichen, vom Waschpulver bis zu Mixed Pickles.

Mir kommt in den Sinn, dass das Wal-Mart-Embargo ein guter Probelauf für ein China-Verbot war, denn vieles, was die Kette ver-

* Target ist nach Wal-Mart die zweitgrößte Handelskette der USA und direkte Konkurrenz zu Kmart. Bei Kmart erstreckt sich die Produktpalette von Kleidung und Schmuck über Möbel, Haushaltsartikel,

Elektronik bis hin zu Büchern, DVDs, Spielwaren und Werkzeug. Targets Angebot ist sehr ähnlich. Das Unternehmen legt bei seinen Produkten aber sehr großen Wert auf Design.

kauft, kommt aus China. Ich weiß das, weil ich in den Tagen vor unserem Wal-Mart-Boycott die Etiketten auf einer Menge von Verpackungen bei Wal-Mart gelesen habe. Letztlich erfordert ein Boycott von Wal-Mart nur eines: Seine Hände unbewegt am Lenkrad zu halten und Gas zu geben, um schnell am Eingang zum riesigen Parkplatz vorbeizufahren. China bedeckt im Vergleich dazu die Regale von Einzelhändlern im ganzen Land, nicht nur die Warenhäuser mit den Großpackungen, sondern auch parfümierte Boutiquen, sanft beleuchtete Kaufhäuser und die Katalogseiten, die jeden Tag in Millionen Briefkästen flattern. China wird nicht so leicht zu vermeiden sein.

Diese letzte Überlegung behalte ich für mich. Zumal ich sehe, dass mein Wal-Mart-Trick einen Nerv getroffen hat. Die Linien um Kevins Mund herum werden weicher. Seine Augenbraue senkt sich wieder herab. Seine Augen sehen noch immer auf die Wand, aber er hört zu. Ein Unterhändler bei einer Geiselnahme würde mir mitteilen, dass ich Fortschritte mache, weil ich ihn dazu gebracht habe, sich mit mir zu befassen. Bringen Sie ihn zum Reden, würde der Unterhändler mir raten. Kevin hat zusammengesackt am anderen Ende des Sofas gesessen, aber jetzt richtet er sich auf und blickt sich im Zimmer um. Ich versuche, das Blatt nicht zu überreizen. Ich warte, dass er den nächsten Schritt macht. Er wendet sich mir zu und sieht mir fest in die Augen.

»Was ist mit einer Kaffeemaschine?«, fragt er.

Er denkt an die kaputte Maschine, die immer noch auf der Küchentheke steht, obwohl sie vor einem Monat ihre letzte Tasse Kaffee gebrüht hat. Wir hatten sie vor einigen Jahren bei Target aufgegabelt. Es war ein denkwürdiger Vorfall, denn damals bemerkten wir zum ersten Mal Chinas Marktdominanz bei einem gewöhnlichen Haushaltsgegenstand. Wir standen zwanzig Minuten zwischen den Regalreihen, drehten Packungen herum und suchten nach Kennzeichnungen. Jede Kaffeemaschine stammte aus China. Wir zuckten mit den Schultern und wählten eine glatte, glänzende Maschine mit einer Acht-Tassen-Kanne. Eines Morgens im November stotterte sie ihrem Ende entgegen, aber wir ließen sie an ihrem Platz stehen, in der Hoffnung, dass irgendwie wieder neues Leben in sie kommen würde.

Wochenlang haben wir Wasser gekocht und es durch einen Plastikfilter in unsere Kaffeetassen fließen lassen. Es macht mir nichts aus; es erinnert mich an Ausflüge in die Berge zum Zelten, als wir den Kaffee über dem Feuer zubereiteten. Aber Kevin denkt darüber anders, und wenn an kalten Tagen unsere Küche morgens klamm wie eine Höhle ist und wir uns sehnlichst wünschen, etwas Warmes in der Hand zu halten, kann ich nachempfinden, was er meint. Er fragt nach der Kaffeemaschine und will wissen, ob bei der Suche nach einem Ersatz China als Herkunftsgebiet noch okay wäre.

»Wir haben den 27. Dezember«, sage ich. »Du hättest noch vier Tage.«

Da weiß ich, dass er mitmachen wird. Er schaut auf das Chaos auf dem Boden des Wohnzimmers. In Gedanken macht er eine Liste von anderen Dingen, die er unserem überfüllten Haushalt noch hinzufügen möchte, solange er noch die Zeit dazu hat. Ich sage, dass der Platz halb voll ist, aber ich weiß, er würde sagen, halb leer. Ich halte meinen Mund. Jetzt ist nicht die Zeit, um zu streiten. In Gedanken macht er bereits seine Einkaufsliste und marschiert Richtung Tür, sich nicht einmal umsehend. Ich sehe einen Wirbel aus chinesischem Spielzeug, Socken und Schuhen in seinem Schlepptau, bevor die Tür zufällt. Ein Glück, das wäre geschafft, denke ich, aber mein nächster Gedanke überrascht mich. Für einen kurzen Augenblick mache ich mir Sorgen, auf was wir uns da wohl eingelassen haben.



Später, als ich zerrissenes Geschenkpapier und geplünderte Schachteln vom Boden aufhebe, wird mir klar, dass es weitere Komplikationen geben wird, womit ich meine Mutter meine, den personifizierten Chor einer griechischen Tragödie.

Mit einundsiebzig Jahren ist ihr Gerechtigkeitssinn so unvermindert wie der einer Erstsemesterstudentin mit Hauptfach Philosophie, die sie im Jahr 1951 war. Ihre bevorzugten Gesprächsthemen sind das Alte Testament, die Vögel in ihrem Garten, einwandfreie englische Grammatik und die Leiden der Armen, in beliebiger Reihenfolge. Das, was sie selbst für richtig hält, hat für sie allgemeine Gültigkeit. Wenn sie von unseren Plänen eines China-Boykotts

erfährt, wird sie als Erstes argwöhnen, dass ich ihn brechen werde. Dann wird sie unterstellen, dass ich auf einem Unterdrückten herumhacke, der es nach Jahren im Dreck geschafft hat, sich hochzukämpfen und ganz oben mitzumischen. Sie wird eine herrliche Chance auf einen Streit wittern.

»Wie würdest du es finden, wenn jemand *dich* boykottieren würde?«, so wird sie anfangen. Dann wird sie eine Pause einlegen, um sich zu fragen, ob ich wirklich die Tochter meiner Mutter bin.

»Ist es wegen der Menschenrechte?«, wird sie als Nächstes fragen. »Ist es wegen der chinesischen Arbeiter, die wie Sklaven in diesen schrecklichen Fabriken schufteten?«

Meine Mutter liebt die gesamte Menschheit, und diese Liebe drückt sich unter anderem darin aus, dass sie mit ihr streitet. In ihrer Welt gibt es keine unwürdigen Gegner. Sie hat niemals die Worte geäußert *Wen kümmert es, was die denken?* Sie kümmert sich darum, was jedermann denkt, besonders wenn dieser Jedermann die falschen Dinge denkt, in welchem Fall sie es als ihre Pflicht ansieht, ihm auf die Sprünge zu helfen, seinen Denkfehler einzusehen. Einst, während eines Ausflugs zum Pier von Santa Monica, als ich acht oder neun Jahre alt war, verfolgte ich mit Schrecken, wie sie mit einem hünenhaften Motorradfahrer darüber stritt, ob der Seestern, den er in seiner Faust hielt, die gleiche Anzahl von Zacken hatte wie der Davidstern.

»Der Davidstern!«, brüllte der Biker, mit nacktem Oberkörper, zu niemandem im Speziellen, streckte die tote Kreatur gen Himmel und rannte über die Planken des Piers.

Meine Mutter ging zu ihm.

»Der Davidstern hat sechs Zacken«, informierte sie ihn.

»Fünf Zacken«, schrie er.

»Sechs«, sagte sie.

»Fünf!«, schoss er zurück.

Eine Menge bildete sich. Stumm wünschte ich mir zwei Dinge. Erstens, dass der Motorradfahrer meine Mutter nicht umbringen würde. Zweitens, dass die großen Holzplanken unter meinen Füßen zersplittern und ich hinab in die strudelnden Wellen des Pazifiks sechs Meter unter mir stürzen würde, um nie wieder gesehen zu werden. Ich hatte nur zur Hälfte Glück. Der Motorradfahrer taumelte den Pier hinunter, ohne gewalttätig gegenüber meiner Mutter

zu werden, aber die Holzplanken unter meinen Füßen gaben nicht nach.

»Nein, es ist nicht wegen der chinesischen Arbeiter«, werde ich antworten, wenn meine Mutter mir hinsichtlich des China-Boykotts ihren ersten Stoß versetzt.

»Dann ist es wegen der einheimischen Arbeiter? Für diejenigen, die ihre Jobs an China verloren haben?«

»Nein, für die ist es auch nicht.«

»Ist es für Tibet?«

»Es ist auch nicht für Tibet, Mutter«, werde ich sagen, »obwohl, es könnte. Vielleicht sollte es. Wahrscheinlich sollte es deswegen sein, aber es hat nichts mit Politik zu tun.«

»Und womit dann?«, wird sie fragen.

»Es ist ein Experiment«, werde ich ihr sagen. »Um zu sehen, ob es machbar ist.«

»Und ist es machbar?«

»Ich habe keine Ahnung, Mutter. Das ist es ja, was wir herausfinden wollen.«

Sie wird enttäuscht sein. Ihr wird der Wind aus den Segeln genommen sein. Bei diesem Thema wird sie sich nicht festbeißen können. Das Wort *Experiment* wird sie hinters Licht führen. Ich stamme aus einer Familie von Wissenschaftlern und Lehrern – tiefgläubigen Wissenschaftlern und Lehrern. Bei den Mitgliedern meiner Sippe ist ein Widerspruch gegen ein Experiment, das ja dem Streben nach Fakten und Kenntnissen dient, so unwahrscheinlich wie der Versuch, jemandem ausreden zu wollen, Klavierunterricht zu nehmen. Das geht einfach nicht. Es gibt absolut keine Angriffsfläche für ihren Protest. Ich werde sie, noch bevor sie richtig loslegen kann, ins Leere laufen lassen.

Ich zerknülle das Geschenkpapier in meiner Hand und werfe es in eine Plastiktüte, die ich vom Boden auflese, dann lasse ich mich aufs Sofa fallen, um den imaginären Sieg über meine Mutter auszukosten. Ich fühle mich ein bisschen schuldig, weil es nicht nett ist, die eigene Mutter unterzubuttern, auch dann nicht, wenn es nur in der Theorie ist, oder ihr eine saftige Auseinandersetzung über das Elend in der Welt zu verweigern, insbesondere wenn sie zwei Zeitzeonen weiter westlich lebt und man nur einmal in der Woche mit

ihr spricht. Ich beschließe, ihr so lange wie möglich nichts von dem Boykott zu erzählen.

Eines der Kinder ruft von oben nach mir. Die Zeit des Mittagschlafes ist vorüber. Ich seufze den Seufzer des entbehrten Schlafs, rapple mich auf, steuere auf die Treppe zu und schiebe meine Mutter und China für eine Weile beiseite.



Die Schule der Kinder ist eine Woche lang geschlossen, also verbringen wir die nächsten vier Tage damit, ihnen im Haus nachzujagen. Es ist kalt draußen, also lasse ich sie drinnen herumtoben, drücke ein Auge zu, wenn Sofie auf dem Bett herumspringt und Wes auf seinem roten Roller mit der deutschen Klingel am Lenkrad von Zimmer zu Zimmer fegt. Rrrrring, erschallt es, während er um den Küchentisch herum und weiter Richtung Esszimmer fährt. Ich mache leere Drohungen, wenn er zu dicht vor den nackten Zehen seiner Schwester wendet und richtige, wenn er direkt über meine rollt. Flüchtig wird mir bewusst, dass ich dabei bin, zu einem Exemplar jener Eltern zu werden, die ich mir schwor niemals zu werden, allzu nachgiebig und bereit, mit den Kindern zweifelhafte Geschäfte hinsichtlich Süßigkeiten- und Fernsehkonsums einzugehen: Hauptsache, ich kann mir fünf Minuten Ruhe erkaufen.

Wes macht wieder einen Schwenk.

»Pass auf!«, rufe ich.

Er grinst und rast davon.

Wenn Wes nicht Roller fährt, ist er mit seinem neuen chinesischen Walkie-Talkie zugange. Er verteilt Handapparate an jeden, seine Schwester eingeschlossen, sodass er unsere Aktivitäten im Haus genau verfolgen kann.

»Was tust du gerade, Mama?« Seine Stimme kommt hoch und kratzig aus dem Hörer, so als würde er unter Wasser in ein Mikrofon sprechen. Ich nehme meinen Handapparat und drücke den Knopf mit einem nassen Daumen.

»Ich spüle ab«, sage ich und lasse den Knopf wieder los.

»Oh«, kommt seine verschwommene Antwort. Dann, etwa fünf Sekunden später: »Was machst du jetzt?«

»Ich spüle ab«, sage ich.

Ein wenig später funkt er mich wieder an.

»Was machst du gerade, Mama?«

»Den Hund füttern.«

»Was machst du als Nächstes?«

»Noch mehr spülen.«

»Over«, sagt er.

Wir verlassen das Haus kaum, abgesehen vom Einkaufen, einer Tätigkeit, die dekadent scheint so kurz nach der Spielzeug- und Kleidungsorgie des Weihnachtsmorgens. Unsere Ausflüge zum Kaufhaus sind quälende Angelegenheiten für mich. Auf der einen Seite fürchte ich, dass bestimmte Artikel während der nächsten zwölf Monate für uns tabu sein werden. Das ist ein Faktum, das den Boykott gefährden könnte. Es besteht die Gefahr, dass Kevin, dem ich schnell die Rolle des schwächsten Glieds in der Kette zuteile, von dem Ganzen genug haben könnte und das Handtuch wirft.

Auf der anderen Seite fürchte ich, dass Hamsterkäufe vor dem Starttermin einen zynischen Versuch darstellen, den Boykott zu umgehen, weil es durch sie zu leicht würde, mit den Einschränkungen zu leben und den Boykott einzuhalten. Gleichzeitig glaube ich, dass ich nicht jetzt schon »Nein« zu Kevin sagen sollte oder zu irgendjemand anderem in der Familie während dieser unserer letzten Tage im ungehinderten China-Konsumrausch. Wie dem auch sei, wir bringen nichts Glamouröses und zu meiner Überraschung auch nichts Chinesisches mit nach Hause. Ich wähle ein Paar Plastikvorratsbehälter aus Oklahoma und eine Packung heruntergesetzter Weihnachtskarten, auch in den USA hergestellt, und, wie ich bemerke, billiger als die Schachtel mit chinesischen Karten, die daneben im Regal liegen. Kevin kauft zwei mexikanische Jeans.

Die Kaffeemaschine stellt sich als kein Thema heraus und wird nicht gekauft.

»Ich dachte, du wolltest eine«, sagt Kevin, als ich ihn eines Nachmittags danach frage.

»Ich? Ich mache mir nichts aus einer Kaffeemaschine«, sage ich. »Du bist doch mit dem Thema gekommen.«

»Weil ich dachte, du wolltest eine«, sagt er. »Ich habe sie nur dir zuliebe zur Sprache gebracht.«

»Ich will keine«, sage ich. »Für mich ist es völlig okay, wenn wir von Hand aufbrühen.«

»Nun, ich will auch keine«, sagt er.

»Gut«, sage ich.

»Gut«, sagt er.

Er würde behaupten, ich bin die Starrsinnige von uns beiden, aber ich weiß es besser.



»Glaubst du, dass wir es schaffen?«, frage ich Kevin während einer Werbepause.

»Bis Mitternacht?«, fragt er. »Ich bezweifle es.«

Es ist Silvester, der letzte Tag unseres Lebens als China-Junkies. Wir haben unseren Freunden gegenüber lahme Entschuldigungen gemacht, dass bei Sofie eine Erkältung im Anzug sei, sodass wir tun konnten, was wir wirklich tun wollten, nämlich zu Hause bleiben, auf den Fernseher starren und beobachten, wie die Kristallkugel sich über dem Times Square herabsenkt. Mir ist schwindelig heute vor lauter gespannter Erwartung auf morgen früh. Ich kann kaum erwarten, dass es endlich losgeht. Man entscheidet sich nicht jeden Tag dafür, sich mit der zukünftigen Supermacht der Welt anzulegen, und die ausgedehnten Bilder von wimmelnden Massen glücklicher Fremder geben meinem Entschluss Aufschwung.

Offensichtlich ist Kevin nicht so aufgeputscht, wie ich es bin.

»Ich rede nicht über heute. Ich meine dieses Jahr, ohne China«, sage ich. »Glaubst du, wir schaffen das Jahr?«

Kevin zuckt die Schultern und wendet sich wieder dem Bildschirm zu.

Das schwächste Glied, sage ich mir. Warte nur.

Ich sollte nicht so hart mit ihm sein. Ich habe eine miese Erfolgsquote, was Neujahrsvorsätze angeht. Nur einen habe ich jemals durchgehalten, in dem Jahr, als ich mir vornahm, zu meinem Büro im vierten Stockwerk, in dem ich zu der Zeit arbeitete, die Treppen zu benutzen. Es war auch kein richtiger Vorsatz, weil ich ohnehin gewohnt war, die Treppen statt den Lift zu benutzen. Das war nichts Überwältigendes. Es war so ähnlich wie die Entscheidung, jeden Morgen Kaffee zu trinken oder zu baden. In anderen Jahren, als ich mich daranmachte, für den Marathon zu trainieren oder sogar nur

das Bett jeden Morgen zu machen, fielen meine Vorsätze spätestens Mitte Januar in sich zusammen.

Etwas anderes nagt an mir, während ich auf Mitternacht warte. Ich brauche ein paar Minuten, um mir bewusst zu werden, was es ist, und als es mir bewusst wird, trifft es mich mit voller Wucht. Es ist Trauer. Ich kann China nicht als einen Freund bezeichnen. Eine Milliarde Menschen, eine Militärmaschinerie mächtigen Ausmaßes, eine repressive Regierung mit unklaren Intentionen. *Unergründlich* würde man in den alten Tagen gesagt haben, und das wäre nicht ganz so weit entfernt von der heutigen Charakterisierung. Aber China ist auch noch etwas anderes: ein Verwandter.

Vor drei Jahrhunderten segelte mein chinesischer Vorfahr nach Deutschland, wo er mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn an Land ging. Die Reise bekam Mrs. Chang nicht gut, und sie starb bald. Mr. Chang erging es besser. Er nahm eine Stelle als Verwalter bei einer deutschen Familie an, verführte die Teenager-Tochter und schenkte ihr ein Baby, aber keinen Ehering. Ich stelle mir eine Verleumdungskampagne bezüglich Rassenvermischung und Illegitimität vor, aber die Familienüberlieferung sagt nichts zu diesem Thema, genau wie zum weiteren Schicksal von Mr. Chang, seinem Sohn und seiner Geliebten. Das Kind, ein Mädchen, überlebte. Ihre Nachfahrin, meine Urgroßmutter, landete in den 1870er Jahren auf Ellis Island und ging von dort nach Nebraska.

Meine Mutter verweist auf Mr. Chang, um die Reisen meines jüngeren Bruders durch Asien und die Augenfalten meiner Urgroßmutter zu erklären. Vor Jahren machte meine Mutter eine Fahrt auf dem Yangtse, speiste in baufälligen Restaurants und wurde nicht ein Mal krank. Bei jeder Gelegenheit stopft sie sich mit Pekingente voll. Rot ist ihre Lieblingsfarbe.

»Da ist die Natur am Werk, nicht die Erziehung«, behauptet sie beharrlich.

Als Kind sprossen gelegentlich schwarze Haare auf meinem blauen Kopf. Ich konnte sie im Spiegel schon auf einen Meter Entfernung ausmachen, dicke schwarze Striche, die sich von strohblonden Haarsträhnen absetzten. Das erste Mal, als ich eines dieser Haare sah, fragte ich mich, ob es jemand anderem ausgegangen wäre und sich irgendwie an meinem Kopf wieder angehängt hätte. Ich zog es heraus und legte es auf meine Handfläche. Es war glänzend und

pechschwarz, völlig glatt und zweimal so dick wie meine anderen Haare, die wellig und fast weiß waren. Augenblicklich wusste ich, was dieses Haar war: China erhob nach drei Jahrhunderten und über einen Ozean hinweg vom Mutterland aus seine Ansprüche auf mich. Niemand hätte mir etwas anderes erzählen können.

Manchmal durchsuchte ich meine Haare nach weiteren schwarzen Haaren, aber sie waren sehr rar, und im Teenager-Alter verschwanden sie ganz. Ich stand dann im orangefarbenen Licht des Badezimmers und suchte im Spiegel nach noch mehr asiatischen Anzeichen, einem Schwung der Lippen oder der Augen, aber da gab es nichts. Das Gesicht, das mir im Spiegel entgegenblickte, war so langweilig vorstädtisch wie Bermudagrass. Es war enttäuschend. Ich wollte mehr China, nicht weniger.

Es ist nichts Persönliches, mache ich mir klar. Und es ist nur für ein Jahr.



Der erste Tag des Januars beginnt für mich wie jeder Neujahrstag im letzten Jahrzehnt. Ich behalte den ganzen Morgen meinen Schlafanzug an, liege auf dem Sofa, um die Fernsehübertragung der Rose Parade* zu sehen, und warte darauf, aus der Entfernung einen flüchtigen Blick auf die schneebedeckten San-Bernardino-Berge zu erhaschen. Kevin und die Kinder machen in der Küche einen Riesenrad beim Zubereiten von Pfannkuchen. Ich liebe Festumzüge, aber sie machen mich sentimental, und kein Umzug macht mich so sentimental wie dieser. Meine Nase kribbelt und meine Augen werden wässrig beim Anblick von Palomino-Pferden, rollenden Blumenhaufen und Musikkapellen mit pausbäckigen Kindern aus dem Mittelwesten, deren Gesichter rot werden, während sie den Colorado Boulevard hinabpflügen.

Wie es meine Gewohnheit ist, schalte ich NBC ein, sodass ich den Kommentar von Al Roker hören kann, in den ich fast schon verliebt bin. Meine Augen sind feucht und meine Nase ist rot, aber der trockene Humor von Al hält mich davon ab, ganz dahinzufließen.

* Anm. d. Übers.: Die Rose Parade ist die größte Parade Kaliforniens

Ohne ihn wären die Aussichten nicht schlecht, dass ich offen losheule und damit die Kinder verstöre. An diesem Morgen haben Al und die Pferde und die Kindermusikkapellen eine besondere Bedeutung für mich. Ich sage mir, dass es, egal was uns dieses Jahr erwartet, keinen Mangel an wunderbaren Dingen gibt. Es gibt so vieles, das ewig außerhalb der Reichweite von China und innerhalb meiner sein wird – die Rose Parade, Pasadena und Al Roker sind dafür drei schnelle Beispiele. Meine Nase fängt bei diesem Gedanken wieder zu kribbeln an.

Die Parade läuft gerade aus, als das Telefon klingelt und Kevin mich in die Küche ruft. Es ist meine beste Freundin, eine ausgebürgerte Amerikanerin, die mit einem Franzosen verheiratet ist und von Paris aus anruft, um uns ein frohes neues Jahr zu wünschen. Wir telefonieren fast jede Woche miteinander, und ich brenne darauf, ihr das Neueste zu erzählen – anzugeben, eigentlich – von dem China-Boycott.

Ihre Reaktion ist nicht das, was ich erwartet habe. Zuerst kommt ein Schnauben.

»Das wird dich finanziell ruinieren«, spottet sie. »Du bist eine Träumerin, wenn du denkst, du kannst deine täglichen Bedürfnisse mit Dingen abdecken, die in Amerika hergestellt wurden. Das war einmal. Die hiesige Wirtschaft basiert im Ganzen darauf, dass Leute einen Haufen Sachen kaufen, und China macht ihnen das leichter, indem es alles billiger produziert. Die Leute verschlingen alles, was China herstellt.«

Ich hake ein, um sie zu korrigieren.

»Ich habe nicht gesagt, dass wir nur amerikanische Produkte kaufen werden, nur keine chinesischen«, sage ich.

Sie scheint den Einwand nicht gehört zu haben.

»Jeden Sommer, wenn ich heimfliege nach San Diego, kaufe ich massenweise Kleidung und Spielsachen für die Kinder, und weißt du, was ich für das alles bezahle?«, sagt sie. »Fast nichts. Beinahe Null. Es ist zu billig. Es ist etwas falsch, dass es so billig ist. Und fast alles kommt aus China. Aber eines Tages wird China es leid sein, seine Sachen für nichts zu verkaufen, und dann werden den Vereinigten Staaten die Daumenschrauben angelegt, weil sie alle ihre Fabriken rübergeschickt haben.«

Sie scheint für einen China-Boycott zu argumentieren, weswegen mir nicht ganz klar ist, warum sie *mit mir* streitet. Und sie ist noch nicht fertig.

»China schenkt dir nichts«, sagt sie. »Du wirst schon sehen.«

Ich bin überrumpelt, wenn jemand mich direkt angreift. Selbst die mildeste Anfrage kann mich völlig durcheinanderbringen. Vor einigen Jahren schlug ein Freund vor, dass wir alle unsere Jobs aufgeben, unser Geld zusammenwerfen und gemeinsam ein Stück Land in Vermont kaufen sollten, um dort eine Farm aufzubauen, komplett mit Ausschüssen zur Überwachung des Anbaus der Pflanzen, der Beseitigung von Abfall und des Ausmistens der Ställe. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Als er das Thema zum zweiten Mal aufbrachte, wurde ich panisch. Ich fürchtete, dass wir auf einem schneebedeckten Gelände enden würden, gefangen in endlosen Besprechungen über Traktoren und Ziegen. Ich fragte Kevin um Rat, wie ich die Idee stoppen könnte.

»Du könntest ihm sagen, dass wir nicht wollen«, schlug er vor.

Ich weiß nicht, wie Kevin immer auf diese Dinge kommt.

An diesem Morgen, bei der Verteidigung des Boykotts, stelle ich mich beinahe genauso ungeschickt an.

»Ich denke, es ist möglich«, teile ich meiner Freundin mit. »Nicht leicht, aber möglich.«

Sie versetzt mir einen letzten Hieb.

»Das schaffst du nie«, sagt sie.

Wir belassen die Angelegenheit dabei. Die nächsten paar Minuten sprechen wir über ihre Kinder, dann über meine Kinder, dann über ihr Wetter, dann über meines. Wir wünschen uns gegenseitig nochmals ein glückliches neues Jahr, dann legen wir auf.

Das Gespräch war entmutigend. Ich hatte bedingungslose Unterstützung erwartet, was schließlich das ist, was ich ihr während unserer drei Jahrzehnte Freundschaft gegeben habe. Vielleicht sollte ich nicht überrascht sein. Sie ist immer das weibliche Alphetier in unserer Freundschaft gewesen, seit sie in der vierten Klasse die Straße herunterging und sich als das klügste Mädchen der Klasse etablierte und dazu noch als das mit dem schönsten Haar. Meine Rolle war immer die der gefügigen und amüsanten besten Freundin, aber ich finde, es gibt Zeiten, so wie jetzt, in denen sie es unterlassen sollte,

mit ihren vielen und abwechslungsreichen Meinungen um sich zu werfen.

Ich ziehe immerhin etwas Gutes aus der gereizten Unterredung mit meiner Freundin. Sie hat mich in die Stimmung gebracht für eine Party, die später an diesem Tag im Haus einer anderen Freundin stattfindet, eine Zusammenkunft, um gemeinsam die Live-Übertragung des Rose-Bowl-College-Footballspiels im Fernsehen zu verfolgen. Es kümmert mich nicht viel, was bei diesem Spiel herauskommt, und es ist mir ziemlich gleich, ob bei diesem Match Michigan oder Texas gewinnt. Aber ich brenne darauf, Zutritt zu einem Raum voller Freunde zu haben, einer Gruppe von unkritischen, echten Freunden mit einem Bier in der Hand und Football im Kopf, die nicht das letzte Jahrzehnt in Paris verbracht haben, um dort hochnäsiger, skeptischer und – nun, *französisch* zu werden.

Die Dinge bei der Football-Party beginnen sich bald nachdem wir angekommen sind und es uns gemütlich gemacht haben in meinem Sinne zu entwickeln. Es ist leicht, Anerkennung von dieser Gruppe zu ernten, in der sich zwei meiner Kolleginnen mit ihren Ehemännern befinden. Und so presse ich Boykottbilligung aus ihnen heraus: Ich warte auf eine Werbepause, dann wende ich mich ihnen zu und frage, beiläufig, mit vorgetäuschem Interesse, ob sie einen Vorsatz für das neue Jahr haben. Es ist ein idiotensicheres Rezept. Es funktioniert, egal ob sie wild entschlossen sind, sich zu bessern oder, wie Kevin, bei der Idee mit den Augen rollen. Wenn sie fertig sind mit Reden, frage ich: »Wollt ihr jetzt meinen Vorsatz hören?« Sie sind nicht in der Lage, Nein zu sagen. Dann erzähle ich ihnen über den Boykott und lehne mich zurück, um ihr Lob entgegenzunehmen. Sie sagen Dinge wie *Was für eine tolle Idee* und *Wir sollten auch so etwas tun* und *Gut, dass ihr das macht*. Bis zur Halbzeit habe ich es geschafft, dass alle im Zimmer auf China und den bedrohlich näher rückenden Kampf unserer Familie konzentriert sind. Jeder beginnt, Dinge vom Boden oder aus den nächsten Regalen zu nehmen und nach den Herkunftsetiketten zu suchen. Es stellt sich heraus, das Haus unserer Freunde ist genauso chinesisch wie unseres, aber jemand deckt eine Überraschung auf: ein »Hungry-Hippo«-Spiel aus Plastik, das in den USA hergestellt wurde. Meine Stimmung ist großartig, als wir nach Hause kommen.

In den nächsten paar Tagen schaffe ich es, das Thema Boykott fast überall anzuschneiden, wohin ich gehe.

»Mein Mann wird es toll finden, was Sie tun«, sagt die Nachbarin von gegenüber, eine Frau, die ich kaum kenne. »Es macht ihn wahn-sinnig, dass alles aus China kommt.«

»Das ist fantastisch«, sagt eine andere Freundin, die außerhalb der Stadt wohnt und mich besucht. Ihr Mann scheint bezüglich der Erfolgswahrscheinlichkeit meines Projektes mehr Zweifel zu haben. »Wie viel willst du wetten, dass sie es schaffen?«, fragt sie ihn, um das Ganze für ihn interessanter zu machen.

Natürlich kann man nicht von jedermann erwarten, dass er mit auf den Zug aufspringt.

»Noch nicht einmal chinesisches Essen?«, fragt eine Frau, die ich bei einem Autoren-Workshop treffe.

»Chinesisches Essen ist prima«, erkläre ich, »solange es nicht aus China stammt.«

»Woher dieser plötzliche Hass auf China?«, fragt mein Freund Danny, den ich zufällig auf einer Party treffe, mit ausdruckslosem Gesicht. Dann sagt er noch etwas anderes:

»Du solltest das aufschreiben.«

»Ich sollte das aufschreiben?«

»Du solltest das aufschreiben. Es werden interessante Dinge passieren.«

Interessante Dinge werden passieren?

»Etwas wird passieren«, wiederholt er.

Danny behält seine Ansichten meistens für sich, er ist keiner, der sich gern von Dümmeren in lange Diskussionen verstricken lässt. Er fackelt nicht lange. Wenn er einem also sagt, man solle etwas niederschreiben, dann schreibt man es nieder. Und wenn er einem sagt, dass etwas passieren wird, dann wird etwas passieren. Mein Herz klopft schneller, als ich über seine Worte nachdenke.

Etwas wird passieren.



Nichts passiert.

Na ja, nicht gerade nichts, aber beinahe nichts. Wenige Tage nach Neujahr fährt Kevin zum Baumarkt Lowe, um eine Bohrmaschine

zu kaufen. Er kommt mit einer aus Taiwan nach Hause. Er berichtet, dass es zwei weitere zur Auswahl gab, eine aus China und eine andere, die in den USA hergestellt wurde. Aber die amerikanische hatte nicht die Eigenschaften, die er wollte.

»Und ich dachte, endlich einmal ein Vorteil, dass Taiwan und China nicht miteinander auskommen«, sagt er.

Ein paar Tage später machen wir einen Familienausflug zu Home Depot*, um Metallhaken für eine Platte zu kaufen, die Kevin an die Wand seines Werkraums gehämmert hat, um daran mit Hilfe der Haken seine Werkzeuge zu hängen. Er hatte nie einen anständigen Platz für seine Holzarbeiten, und unser neues Haus verfügt über einen Raum neben der Garage, in dem er seine Sachen ausbreiten und seine Projekte organisieren kann. Die Kinder und ich holen ihn im Metallwarengang ein, wo er mir ein kleines Tütchen mit Metallhaken übergibt.

»Es steht nicht drauf, wo sie hergestellt wurden«, sagt er.

Ich drehe die Packung in meiner Hand. Nach einigen Sekunden finde ich das, was Kevin nicht finden konnte, winzige schwarze Buchstaben mit den Worten *Made in China*.

»Tut mir leid«, sage ich und gebe ihm die Packung zurück.

Kevin wendet sich wieder den Regalen zu, um weiterzusuchen, während ich die Kinder in die Gartenabteilung führe, damit sie auf die großen Sitzrasenmäher klettern können, um so zu tun, als würden sie fahren. Er schlendert wenige Minuten später herbei, mit leeren Händen.

»Es gibt keine anderen, nur chinesische Haken«, sagt er. »Aber ich habe eine mexikanische Leiter gesehen, für die möchte ich ein anderes Mal zurückkommen.«

Dass er seine Haken nicht gleich bekommen hat, scheint ihn nicht zu bekümmern.

»Keine große Sache«, sagt er, als wir zum Auto gehen. »Ist doch nicht der Rede wert, wenn die Werkzeuge noch ein Jahr herumliegen.«

Noch etwas anderes passiert, subtiler und unsichtbar, es sei denn, man würde in mein Gehirn hineinschauen können. Ich finde mich

* Home Depot ist eine US-amerikanische Baumarktkette für Hobbybastler sowie professionelle Handwerker.

selbst toll wegen der Idee zum Boykott, und nicht nur ein bisschen. Ich mag äußerlich dieselbe scheinen, fröhlich und bescheiden, wie es mich meine Mutter gelehrt hat, aber innerlich bin ich so unausstehlich wie ein Starlet. Ich beginne, an meine eigene Publicity zu glauben. Das Lob der vergangenen Tage klingt mir wie ein Lied in den Ohren, das mir nicht aus dem Sinn geht. Ich will nicht, dass es mir aus dem Sinn geht. Der Satz, der dort am besten haften geblieben ist, ist der einer naiven Bekannten, die ihren Kopf schieflegte und zu mir sagte: »Wenn es doch nur mehr Leute wie dich gäbe.« Ja, denke ich und führe ihren Satz zu seiner logischen Schlussfolgerung, wir könnten die Welt retten, oder wenigstens ein paar Jobs in unserem Land.

In meinem Geisteszustand ist es ein kleiner Schock, als ich, während ich auf dem Sofa sitze und meinen selbstgefälligen Tagträume-rien nachhänge, erkenne, dass die Inspiration zum Boykott nicht ganz die meine ist. Schlagartig wird mir klar, dass der Kern meiner Idee einer fremden Frau aus dem Mittelwesten namens Peggy Smedley gehört.

Am Weihnachtsabend hatte ich im *Wall Street Journal* eine Titelgeschichte über Mrs. Smedley gelesen. Die Überschrift stach mir ins Auge: »Weihnachts-Embargo: Eine Mutter verbannt China vom Weihnachtsbaum« (Jonathan Eig, 24. Dezember 2004). Die Geschichte beschrieb Mrs. Smedleys Bemühungen, chinesische Güter zu vermeiden und die Wunschlisten ihrer Familie nur mit amerikanischen Waren zu füllen.

Als ich nach dem Urlaub an die Arbeit zurückkehre, durchwühle ich einen Stapel alter Zeitungen und setze mich, um die Story noch einmal zu lesen. Mrs. Smedley und ihr Ehemann Dave waren es leid, Jobs nach China abwandern zu sehen. »Ich weiß, wenn man Volksreden hält, denken die Leute, dass es eh nichts nützt«, wird sie in dem Artikel zitiert, »aber man muss wirklich irgendwo anfangen.« Mrs. Smedley zog von einem Einkaufszentrum zum nächsten auf der Suche nach einem Baseball, Stiefeln und Martinigläsern. Sie öffnete Kartons, verglich Etiketten und verbrauchte eine Menge Benzin in der Vorweihnachtszeit. Oft holte sie zum Schlag aus, so auch bei ihrer Suche nach einem in Amerika hergestellten Baseball. Andere Siege währten nicht lange. Sie fand ein in Amerika hergestelltes Monopoly-Spiel, brachte es aber zurück, als sie in der Pa-

ckung chinesische Würfel entdeckte. Es endete damit, dass sie ihrem Ehemann in Ermangelung von Alternativen eine vorausbezahlte Mautkarte für den Highway kaufte, ein Geschenk, das mich beim Lesen zusammenzucken ließ. Die Geschichte faszinierte mich damals, aber danach scheine ich sie bis jetzt komplett vergessen zu haben. Ich hatte gedacht, dass ich von ganz allein auf den China-Boycott gekommen war, aber jetzt, da ich die Geschichte wieder lese, sehe ich, dass es Mrs. Smedley war, die mich darauf gebracht hat.

Als ich von der Arbeit nach Hause komme, entschieße ich mich, sie anzurufen und um Rat zu fragen. Es ist einfach, sie ausfindig zu machen, und innerhalb von Minuten habe ich sie am Telefon. Sie hat eine freundliche Stimme mit der ausgeprägten Klangfärbung des Mittelwestens. Mrs. Smedley nimmt kein Blatt vor den Mund, als ich ihr erzähle, was ich vorhabe.

»Da liegt eine schwierige Herausforderung vor Ihnen«, sagt sie. »Es war sehr nervtötend.«

Sie spult eine lange Liste von voraussichtlichen Fallstricken ab. Kuscheltiere, Spiele, Schuhe und alle möglichen Dinge aus Plastik werden mir Schwierigkeiten bereiten, fängt sie an. Unterhaltungs- und Haushaltselektronik wird oft für mich tabu sein, und einen iPod zu kaufen kann ich gleich vergessen. Videospiele sind hoffnungslos, erzählt sie mir.

»Jedes Videospiele ist in China hergestellt worden«, sagt sie.

Ich schreibe mit wilder Geschwindigkeit auf meinem Laptop mit, was sie berichtet.

Als Nächstes stellt Mrs. Smedley eine Reihe von irritierenden Fragen.

»Wollen Sie nur einheimische Waren kaufen? Oder werden Sie Produkte von Unternehmen kaufen, mit denen wir freien und offenen Handel treiben? Und was ist mit chinesischen Komponenten? Wenn etwas Teile enthält, die aus China stammen, aber woanders zusammengesetzt wurde, zählt das?«

Sie warnt mich vor Internetseiten, auf denen einheimische Waren angepriesen werden.

»Unzuverlässig«, sagt sie. »Kataloge sind auch nicht viel besser, weil man das Produkt mit seinen eigenen Augen begutachten muss, um zu sehen, wo es hergestellt wurde. Manchmal steht nur auf der äußeren Packung *Made in USA*, und auf dem Etikett innen steht

Made in China. Nicht jedermann wird es mögen, wenn Sie in die Verpackungen schauen. Ich hatte einige Auseinandersetzungen mit Kaufhausangestellten.«

Mir ist schwindelig nach dem Gespräch mit Mrs. Smedley. Chinesische Komponenten? Diese Komplikation hatte ich nicht bedacht. Und mit welchen Ländern treiben die USA fairen und offenen Handel? Sie erwähnte Schweden und Japan, aber ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal diese Namen auf Herkunftsetiketten in unserem Haus gesehen habe. Ich bewundere Mrs. Smedleys Leistung, nur amerikanische Dinge zu kaufen, aber ich fürchte, dass wir nicht fähig sein werden, diesen Standard zu erfüllen, jedenfalls nicht zwölf Monate lang.

Mrs. Smedley hat eine Reihe von günstigen Faktoren auf ihrer Seite, beginnend damit, dass sie sich auf die Ferien konzentrierte und nicht auf ein ganzes Jahr. Und dann ist da noch ihre Ehe mit dem apathischen Dave, der offensichtlich zufrieden damit ist, eine Highway-Mautkarte als Zeichen der Liebe von seiner Ehefrau geschenkt zu bekommen. Im Gegensatz dazu muss ich das schwächste Glied in Schach halten, dem man mit Highway-Mautkarten als Weihnachtsgeschenk nicht kommen könnte und dessen Elan nach sechzehn Ehejahren noch ungebrochen ist. Ich versuche, mir Kevins Gesicht vorzustellen, wenn ich den Mut aufbrächte vorzuschlagen, unseren Vorsatz dahingehend auszuweiten, nur einheimische Produkte zu kaufen.

Ich sitze an meinem Schreibtisch, starre ins Leere und überlege hin und her. Dann treffe ich eine Entscheidung. Wir werden uns nicht um freien und offenen Handel oder freundliche Handelsbeziehungen scheren. Wir werden uns keine Gedanken um chinesische Komponenten machen, es sei denn, sie sind auf einer Schachtel oder einem Etikett aufgeführt. Ich werde nicht zwischen Einkaufsregalen stehen und in Kartons herumgraben, aber wenn ich, zu Hause angekommen, etwas Chinesisches in der Packung entdecke, werde ich es ins Einkaufszentrum zurückschleppen und umtauschen. Der Beschluss, den wir zwei Tage nach Weihnachten auf dem Sofa gefasst haben, wird Herausforderung genug sein.

Wir werden nur eine Sache vermeiden: Etiketten mit den Worten *Made in China.*



Wir treffen auf unsere erste unerwartete Schwierigkeit, als Kevin beschließt, ein hölzernes Rennauto für Wes zu bauen. Die Kinder haben schulfrei wegen des Geburtstages von Martin Luther King jr., und es scheint ein guter Tag für ein Vater-Sohn-Projekt zu sein. Kevin bewertet seine Erfolgchancen skeptisch, als er zur Tür geht.

»Ich weiß schon, dass die Plastikräder in China hergestellt sein werden«, sagt er. »Also werde ich stattdessen Räder aus Holz machen, mit einem Dübel, den ich in Stücke schneiden werde.«

Sein erster Haltepunkt wird der Baumarkt bei uns in der Nähe sein, ein riesiger Laden, der, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, vom Boden bis zur Decke mit chinesischer Ware vollgestopft ist.

»Viel Glück«, rufe ich ihm hinterher, sicher, dass er es brauchen wird.

»Denk daran, Daddy, nichts aus China«, fügt Wes hinzu. Er weiß nicht, was China ist, aber er hat aufgeschnappt, dass es zu vermeiden ist.

Kevin kehrt nach etwa dreißig Minuten zurück, ein wenig gedämpfter Stimmung, aber immer noch lächelnd. Er gibt mir einen detaillierten Bericht seines halb erfolgreichen Ausflugs. Wie er geahnt hatte, waren alle Wahlmöglichkeiten tabu, eingeschlossen ein chinesischer Dübel für 1 Dollar. Anschließend fuhr er zum örtlichen Eisenwarenhandel, wo er einen in Brasilien hergestellten Dübel für 5 Dollar und einige Nägel in einem offenen Behälter fand, von denen der Angestellte ihm versicherte, dass sie in den USA hergestellt wurden.

»Er schien mir allerdings etwas vorschnell damit, das zu betuern«, sagt er. »Ich glaube, er hat gelogen, weil er etwas verkaufen wollte. Ich glaube, er hat gelogen, wenn er nur den Mund aufmachte.«

Er verschwindet im Werkraum.

Als er wiederkommt, etwa eine Stunde später, ist das Lächeln aus seinem Gesicht verschwunden. Er hat ein Auto für Wes gemacht, da gibt es keinen Zweifel, aber Aufwand und Ergebnis stehen in keinem Zusammenhang. Wes schaut nur einmal kurz hin und verkündet, dass sein Vater ihm »ein Bleistiftauto« gemacht hat. Ich denke,

dass es mehr wie ein Stock aussieht. Wes sieht nicht allzu begeistert aus, aber nachdem sie gemeinsam auf dem Küchenboden sitzen und das Auto blau anmalen, hat es einen gewissen prähistorischen Charme. Kevin befestigt die hölzernen Räder mit einem Schraubendreher, dann gehen sie in die Hocke, um ihm Anschwung zu geben und es über den Boden sausen zu lassen. Es rollt nicht mal einen Meter weit, dann dreht es zur Seite ab und kommt zum Stehen. Wes sagt gar nichts. Braucht er auch nicht. Er protestiert nicht einmal, als Sofie herbeiwatschelt und es aufnimmt.

»Ado«, sagt sie.

Manchmal ist es schwer, einen Jungen aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert zu begeistern, besonders ohne einen Satz chinesischer Räder.

Am nächsten Tag splittert eines der Räder entzwei. Als niemand hinsieht, nehme ich das Auto und stecke es in die Krimskrams-Küchenschublade, ganz weit hinten, wo es sich, soweit ich weiß, bis zum heutigen Tag befindet.



Es gibt Höhen im Leben ohne China. An einem regnerischen Nachmittag bei Target legt Kevin widerstrebend ein Furzkissen in eine Ein-Dollar-Kiste zurück, nachdem er einen schnellen Blick auf das Etikett geworfen hat. Er stöbert in ein paar anderen Behältern herum, dann wendet er sich mit leeren Händen ab. Wir sind von einem großen Marktsegment mit Dingen ausgeschlossen, die man großzügig als Krimskrams bezeichnen könnte. Gott sei Dank keine idiotischen Dinosaurier, keine zentimetergroßen Bauarbeiter oder neonfarbenen Planschbeckenspielzeuge mehr. Wir werden mit unserem gegenwärtigen Bestand dieser Artikel auskommen müssen.

Und doch, der Bann chinesischer Waren birgt auch Gefahren, eingeschlossen soziale.

Meine Schwägerin ruft eines Abends panisch an: Ihr ist bewusst geworden, dass der farbenfrohe Geschenkkarton, den sie vor unserer Haustür deponierte, nachdem sie gehört hatte, dass Wes eine kleinere Operation hatte, zwei in China gefertigte Mattel-Motorräder enthält.

»Ich weiß nicht, was ich mir gedacht habe«, sagt sie. »Es tut mir so leid. Ich habe nicht nachgeschaut, wo sie herkamen. Ich habe es völlig vergessen. Möchtest du, dass ich sie zurücknehme und ihm etwas anderes schenke?«

Später schaut unsere Nachbarin mit einer Schachtel Gute-Besserung-Bonbons vorbei.

»Sie sind aus New Jersey«, sagt sie, als sie mir die Packung überreicht. »Ich habe auf das Etikett geachtet.«

Ich bin entsetzt. Ich habe mir selbst damit geschmeichelt, etwas zu tun, was nur uns etwas anging, und dachte, meinen Stolz darüber für mich behalten zu haben. Hier ist der Beweis des Gegenteils. Ich war so begeistert von dem, was wir seit Neuestem tun, nämlich keine chinesischen Dinge kaufen, dass ich aus den Augen verloren habe, was alle anderen um uns herum tun, nämlich chinesische Dinge kaufen. Als ich die Basisregeln für das Jahr festlegte, habe ich Geschenke komplett vergessen, eine entscheidende Pipeline, über die chinesische Produkte in unser Haus strömen.

Diesmal wenigstens reagiere ich schnell.

»Du brauchst nicht auf Etiketten zu achten«, sage ich zu meiner Schwägerin. »Zu erwarten, dass du es vermeidest, Dinge aus China einzukaufen, nur weil wir es tun, wäre so, als wenn ich Vegetarierin würde und gleichzeitig von jedem anderen erwartete, auch kein Fleisch mehr zu essen. Es ist unser Projekt, nicht eures. Wir werden nicht allen anderen vorschreiben, was sie tun sollen.«

»Aber willst du denn nicht chinesische Dinge aus dem Haus heraushalten?«, fragt sie. »Lass mich die Motorräder zurücknehmen. Ich werde etwas anderes finden.«

Ich und meine große Klappe.

»Du brauchst nichts anders zu machen als früher«, sage ich.

»Bist du sicher?«, fragt sie mich, etwa fünf Mal. »Ich kann sie zurücknehmen, weißt du. Es macht mir überhaupt nichts aus. Ich weiß auch nicht, was ich mir dabei gedacht habe.«

Ich wiederhole meine Beteuerungen, aber sie entschuldigt sich immer noch, als wir auflegen.

Ich sage unserer Nachbarin dasselbe, aber sie kauft es mir auch nicht ab.

»Wir wollen nicht als diejenigen bekannt werden, die euer Experiment verdorben haben«, sagt sie zu mir.

Ich bin noch nicht damit fertig, Leute vor den Kopf zu stoßen. Ein paar Tage später, während ich am Tresen eines kleinen Cafés stehe, um für das Mittagessen zu bezahlen, zeigt die Besitzerin auf eine neue Auslage mit Schmuck, der unter dem Motto Mardi Gras steht*. Ich befinde die Reihen mit Ohrringen und Armreifen. Ich nehme ein Paar Ohrringe aus der Halterung, um sie mir genauer anzusehen. Ich drehe sie in meiner Hand um und spähe auf das Etikett auf der Rückseite des Halteplättchens.

»Sind sie nicht bezaubernd?«, fragt die Besitzerin.

Ich nicke, und dann tue ich etwas Unkluges, etwas, von dem ich wissen müsste, dass ich es besser nicht tun sollte. Ich öffne meinen Mund.

»Es ist wirklich schade, dass ich sie nicht kaufen kann«, sage ich mit leichtem Bedauern und hänge die Ohrringe zurück in die Halterung. »Wissen Sie, dieses Jahr kaufe ich nichts aus China. Es ist mein Neujahrsvorsatz. Vielleicht werde ich nächstes Jahr welche kaufen.«

Ihre Augen verengen sich zu Schlitzeln, als sie mich anschaut.

»Tja, wie sollen dann all die kleinen Kinder in China überleben, wenn Leute wie Sie ihnen nicht helfen wollen?«

Ich kann nicht sagen, ob das ein Scherz war oder nicht. Ich beschliesse, es nicht herausfinden zu wollen. Ich lächle ein Mona-Lisa-Lächeln, um anzudeuten, dass ich verstanden habe, was sie meint, auch wenn dem nicht so ist, zahle kleinlaut mein Mittagessen und schleiche an einen Tisch. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, dass Ladenbesitzer, die mit chinesischer Ware handeln (und ich nehme an, das sind beinahe alle) mein Projekt mit seinem Beigeschmack von Überheblichkeit wahrscheinlich nicht sonderlich begrüßen. Ich hasse diesen Beigeschmack von Überheblichkeit. Ich dachte, mein Gespräch mit Mrs. Smedley hätte mich von meiner Selbstverliebtheit geheilt, aber ich sehe jetzt, dass die Asche der Rechthaberei noch in mir glüht.

Als ich allein über meinen Teller gebeugt am Tisch hocke, wispert meine Mutter mir ins Ohr.

Du weißt, was vor dem Fall kommt, sagt meine Phantommutter.

* Anm. d. Übers.: Mardi Gras ist die Bezeichnung für den Höhepunkt der mehrtägigen Karnevalsveranstaltungen in

New Orleans, die mit den Festumzügen an Faschingsdienstag enden.

Erinnere mich nicht, Mutter. Hochmut. Er hat mir millionenmal ein Bein gestellt.

Also, was wirst du dagegen tun?, will sie wissen.

Ich werde lernen, meinen Mund zu halten. Ich werde chinesische Waren meiden, und ich werde die Tatsache, dass ich chinesische Waren meide, für mich behalten. Ich werde meinen Geschäften wie jeder anständige Bürger in aller Stille nachgehen, und ich werde niemanden mit der Nase darauf stoßen. Ich werde meine Oberlippe fest auf meine Unterlippe pressen, und das wird bis zum nächsten 1. Januar so bleiben.



Das Schmuckgeschäft, das wir in der Abenddämmerung an einem regnerischen Freitag besuchen, liegt an einem schmalen Einkaufsstreifen neben einem verkehrsreichen Highway am Stadtrand. Ein vietnamesisches Immigrantenehepaar führt den Laden. Sie verkaufen kunstvoll gearbeiteten Schmuck, vieles davon vor Ort hergestellt, billige Kopien von Gucci-Handtaschen und Miniaturmotorräder, von denen ich glaube, dass es illegal ist, damit auf den Straßen zu fahren. Es ist nicht so sehr ein Schmuckgeschäft als vielmehr ein Absatzmarkt für Gold, Handtaschen und Motorräder. Es ist mein erster Besuch hier. Ich mag diesen Ort auf Anhieb.

Wir sind nicht wegen Schmuck, Handtaschen oder unkonventionellen Arten der Fortbewegung hierhergekommen. Wir haben die wenig glanzvolle Mission, die Batterien in drei Uhren auswechseln zu lassen. Ich sage Hallo zum Ladenbesitzer, dann überreiche ich ihm die Uhren und frage, ob er die Batterien ersetzen kann. Er verschwindet im Hinterzimmer.

»Brauchen Sie ein neues Armband?«, fragt er, als er wenige Minuten später wieder zurückkommt. Er hält die Uhr hoch, deren Lederarmband entzweigebrochen ist. Er zeigt auf eine Vitrine vorne im Laden, und ich gehe hinüber, um einen Blick darauf zu werfen. Er öffnet die Vitrine, damit ich besser sehen kann. Ich habe gerade ein Ersatzarmband ausgewählt, als Kevin unauffällig näher kommt und sich räuspert.

»Hast du nachgeschaut, wo sie herkommen?«, fragt er.

Der Ladenbesitzer und ich schauen ihn entgeistert an. Dann verziehe ich das Gesicht und drehe die Schachtel mit dem Armband um. Beim Lesen der Worte *Made in China* schrecke ich zurück. Dann schaue ich zum Ladenbesitzer, der mich mit freundlichen, besorgten Augen ansieht. Ich bin wie gelähmt. Ein paar Sekunden verstreichen. Dann platze ich mit dem Geständnis heraus und erzähle dem Ladenbesitzer von dem Boykott. Der Verkauf war schon fast unter Dach und Fach, und ich weiß mir nicht mehr anders zu helfen. Er fängt an zu lachen.

»Ja, Sie haben recht, alles kommt aus China«, sagt er. Er habe bemerkt, dass auch Vietnam durchtränkt mit chinesischen Waren sei, sagt er.

»Wenn ich nach Hause fliege, ist es überall, wo man nur hinschaut«, fügt er hinzu. »China, China, China.«

Wir zahlen für die Batterien und gehen nach draußen in den Regen. Auf dem Weg über den nassen Parkplatz entschuldigt Kevin sich für seinen Einwand.

»Ich dachte nur, dass es besser sei, das Armband zu überprüfen«, sagt er.

»Machst du Witze? Ich bin froh, dass du mich erinnert hast«, sage ich. »Es wäre schlimmer gewesen, später zurückfahren und erklären zu müssen, warum ich es umtausche.«

Wir lassen uns im Auto nieder, und Kevin fährt rückwärts aus der Parklücke heraus. Ich muss plötzlich an etwas anderes denken. »Hast du zufälligerweise gefragt, woher die Batterien für die Uhr stammen?«, frage ich.

Kevin schüttelt den Kopf.

»Daran gedacht habe ich, aber ich wollte nicht wie ein Trottel dastehen«, sagt er.

Macht nichts, denke ich. Ich werde später im Laden anrufen, wenn ich mir überlegt habe, wie ich am besten nach der Herkunft der Batterien fragen kann, ohne dass es lächerlich wirkt. Es wird etwas dauern, aber mir wird bestimmt etwas einfallen. Und vielleicht haben wir Glück. Vielleicht sind sie aus Polen oder Mexiko, oder sogar aus Amerika. Batterien wirken amerikanisch, sage ich mir, genau wie Videospiele chinesisch. Keine Sorge. Ich werde das später klären.

Als Kevin das Tempo beschleunigt, um sich in den fließenden Verkehr einzugliedern, studiere ich sein Profil. Attraktiv wie ein Film-

star und dem China-Boykott voll und ganz ergeben. Was kann man sich noch mehr wünschen? Es war grausam von mir, ihn als schwächstes Glied in der Kette zu bezeichnen, wenn auch nur vor mir selbst.

Ich lehne mich in meinem Sitz zurück und werfe einen Blick auf die vom Regen silbrig glänzende Straße. Ich weiß nicht, worüber ich mir solche Sorgen gemacht habe. Der China-Boykott war mir wie eine große Sache vorgekommen, bevor wir damit anfangen, aber eigentlich ist gar nichts dabei. Man überprüft die Etiketten, man sagt »Nein, danke«. Jeder lächelt und nickt. Ein Monat ist vorbei, elf liegen noch vor uns.

Ein Kinderspiel.